Zeitzeugnis

Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit

Ein Leipziger Erfahrungsbericht

Ludwig Stockinger

Frank & Timme

Ludwig Stockinger

Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit

ZeitZeugnis.

Vitale Historiographien
aus den Wissenschaften

Hrsg. v. Hartwig Kalverkämper

Band 4

Ludwig Stockinger

Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit

Ein Leipziger Erfahrungsbericht

Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Augustusplatz in Leipzig (Foto: Ludwig Stockinger)

ISBN 978-3-7329-0605-5
ISBN E-Book 978-3-7329-9389-5
ISSN 2365-2403

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhalt

Warum ich dieses Buch schreibe 9

Schreiben Sie auch über uns? 13

Leipzig – Neuanfang und ‚letzte Chance' 16

Leipzig ‚entdecken' 1994/1995 – die ersten Wochen und Monate..... 22

Lange Schatten der DDR-Vergangenheit..... 35

Wunden, die nicht verheilt waren – Hans Mayer und Ernst Bloch 46

Ein anderer Schauplatz erinnerungspolitischer Kämpfe –
die Universitätskirche..... 80

In den ‚Ebenen' der universitären Selbstverwaltung –
einige Schlaglichter..... 97

Hochschullehre im ‚Osten' – biographische Wurzeln meines Konzepts ... 127

Religion – Katholizismus und ‚offene Gesellschaft' 132

Ein „68er wider Willen" – Politik 144

Nach dem Studium – einige ‚Biographiegeneratoren'
in den Kieler Jahren..... 168

Die ‚Wende' – von außen betrachtet 174

Lehre und Forschung konkret – Skizze meines ‚Leipziger Programms' 183

Auf dem Weg zur Romantik 210

Romantik ‚praktisch' – Engagement auf Schloss Oberwiederstedt 226

‚Schüler', aber keine ‚Schule' – eine Art Bilanz meiner Lehrtätigkeit 248

Lesen – Passion und/oder Beruf 256

Schreiben Sie immer noch? 279

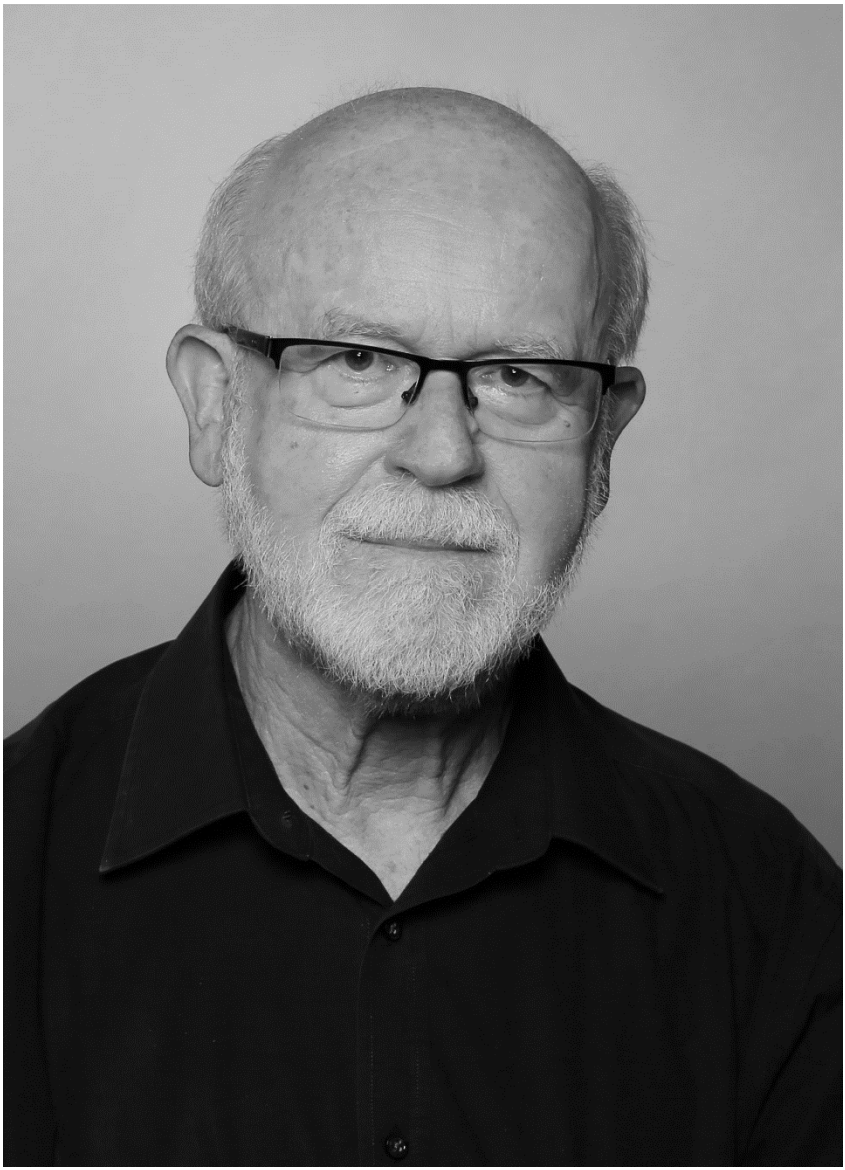
Literatur 283

Verzeichnis der Publikationen des Autors 295

Über den Autor 307

Danksagung 309

Personenregister 311



Ludwig Stockinger

Warum ich dieses Buch schreibe

Wer eine autobiographische Erzählung schreibt, macht einen Anspruch geltend, der einer Rechtfertigung bedarf. Es stellt sich die Frage, ob man die eigene Geschichte für so bedeutend hält, dass man ein öffentliches Interesse erwarten kann. Ich selbst halte mich nicht für so bedeutend, dass dies ein solches Projekt rechtfertigen würde, und ich kann mich auch nicht mit Begegnungen prominenter Personen schmücken und aufwerten. Dass ich mich trotzdem entschlossen habe, diesen Bericht zu schreiben, verdankt sich einem Anstoß von außen, dessen Genese kurz zu erzählen ich für angebracht halte.

Im April 2018 feierte Ilse Nagelschmidt, seit meiner Ankunft am Leipziger Institut für Germanistik eine sehr geschätzte Kollegin, ihren 65. Geburtstag. Die Veranstalter der Geburtstagsfeier hatten mich gebeten, zu diesem Anlass eine kleine Rede zu halten. Bei der Vorbereitung dieser Rede, in der ich vor allem auf die Zeit der ersten Begegnungen im Sommersemester 1994 zu sprechen kommen wollte – das war, wie mir damals noch nicht bewusst war, auch Ilses erstes Semester am Institut –, wagte ich nach langer Zeit einen Blick in Aufzeichnungen, die ich damals auf der Zugfahrt zwischen Leipzig und Kiel in kleine schwarze Büchlein mit roten Ecken eingetragen habe, die ich ‚China-Kladden' nenne. Ich habe dort nicht nur Anekdotisches gefunden, sondern auch Dokumente der Wahrnehmung einer geschichtlichen Situation aus einer bestimmten perspektivischen Brechung, die mir beim Wiederlesen exemplarisch erschienen sind. Es sind Dokumente für das Zusammentreffen einer kulturell und politisch aufregenden ostdeutschen Wirklichkeit an einer Universität in den ersten Jahren nach der Neukonstruktion der staatlichen Einheit Deutschlands mit der Perspektive eines Westdeutschen, der aufgrund der Zugehörigkeit zu einer umstrittenen Generationskohorte – ich bin Jahrgang 1946 und gehöre somit in einem weiten Sinn zu den ‚68ern' – und mit einer für diese Generation eher untypischen sozialen Prägung – ich komme aus einer kleinbäuerlichen Familie aus dem Bayerischen Wald ohne ‚akademischen' Hintergrund – einen eigentümlichen Blick entwickelt hat.

Daraus resultiert eine Wahrnehmung dieser Periode deutscher Geschichte, die es mir wert erscheint, narrativ dokumentiert zu werden, und dies nicht nur der politischen und sozialen Geschichte, denn es handelt sich in meinem Fall auch um ein perspektivgebundenes Stück Geschichte der Universität Leipzig,

meines eigenen Faches und seiner Vermittlung in der Lehre, der in den Jahren meiner Leipziger Tätigkeit als Universitätsprofessor – sie dauerte bis 2011 – mein besonderes Augenmerk gegolten, ja eigentlich den Kern meiner Identität ausgemacht hat und die wohl auch der Bereich gewesen ist, bei dem ich rückblickend am ehesten von Erfolgen sprechen kann. Da ich mich auch den Aufgaben der universitären Verwaltung nicht entzogen habe, war ich in dieser Geschichte nicht nur Beobachter, sondern auch handelnd Beteiligter, und es war beim Wiederlesen mancher Aufzeichnungen interessant zu sehen, wie ich versucht habe, diese Haltungen der beobachtenden Distanz zu der fremden und mir oftmals auch befremdlichen Welt auf der einen und des Einsatzes für eine Universität, die ich sehr bald als ‚meine' Universität betrachtet habe, auf der anderen Seite zu einer – konfliktreichen – Einheit zusammenzuführen.

Der Impuls, der von der Wiederlektüre meiner Aufzeichnungen ausgelöst worden ist – ich werde sie eines Tages dem Archiv der Leipziger Universitätsbibliothek übergeben –, führte zunächst zur Abfassung der Geburtstagsrede, wurde dann in eine andere Richtung gelenkt durch einen Brief von Dr. Karin Timme, die bei der Feier dabei war, in dem sie mich fragte, ob ich für eine von ihrem Verlag geplante Reihe „Zeitzeugnis. Vitale Historiographien aus den Wissenschaften" einen Bericht über meine Leipziger Erfahrungen schreiben wolle. Gespräche mit Freunden und einigen meiner früheren Schülerinnen und Schüler haben meine Bedenken einigermaßen behoben, so dass ich mich erst einmal daran machte, meine Erinnerungen zu sortieren und das als Zusammenhang oder als Einzelereignis im Gedächtnis Bewahrte mit dem, was in den Aufzeichnungen als Vergessenes wieder ans Licht kam, abzugleichen.

Dass bei diesem Abgleich immer etwas anderes entsteht als ‚objektive' Wahrheit über die tatsächlichen Fakten, ist bekannt. Der Soziologe Armin Nassehi fasst das Ergebnis der seit Jahren geführten Diskussion über das autobiographische Gedächtnis in einer glücklichen Formel zusammen, wenn er schreibt:

> „Je öfter wir Geschichten unseres eigenen Lebens zum Besten gegeben haben, desto mehr wird die grundlegende Differenz zwischen Geschehen und Erinnerung beziehungsweise Geschehen und Beschreibung unsichtbar. […] Um die Erinnerung kommunikabel zu machen, braucht es

eine konsistente Geschichte, man könnte auch sagen: *Die erzählte Geschichte muss aufgehen.*“[1]

Wer seine Geschichte erzählen will, kann sich der Anforderung, die im Gedächtnis bewahrten und in lückenhaften Aufzeichnungen überlieferten Teilstücke des Geschehens zu einem Zusammenhang zu ordnen, nicht entziehen. Er muss sich nur der Grenzen dieses Verfahrens bewusst bleiben und auf sie immer wieder verweisen. Mein Versuch, auf diese Schwierigkeit zu antworten, besteht hauptsächlich darin, den Wahrheitsanspruch meiner Erzählung im Hinblick auf die *Fakten* zu relativieren und den Fokus mehr auf die *Wahrnehmung* der Geschehnisse zu richten als auf die Geschehnisse selbst. Ich stütze mich deswegen vielfach auf meine Aufzeichnungen als Dokumente dieser Wahrnehmung, werde diese häufig auch wörtlich zitieren, auch in Passagen, die mir heute peinlich sind, etwa wenn ich zum Teil harte, ungerechte und arrogante Urteile, wie sie für ‚Wessis‘ wohl typisch waren und sind, über Sachverhalte und Personen notiert habe, in denen ich den ‚Osten‘ oder die ‚Ossis‘ wahrgenommen habe, aber auch Kolleginnen und Kollegen, die mit mir aus dem ‚Westen‘ an die Leipziger Universität gekommen sind und sich bisweilen genau so benommen haben, wie es den hierzulande bis heute verbreiteten Vorstellungen über Personen dieser Herkunft entsprochen haben mag. Meine Erzählung ist also ‚wahr‘ insofern, als ich diese Notate dokumentiere, außer freilich in Fällen, in denen das, was ich spontan notiert habe, die Ehre oder das Andenken der Betroffenen allzu sehr verletzen würde. Einstweilen halte ich es mit Hans Magnus Enzensberger: „Ich behalte mir das Recht vor, durch Verschweigen zu lügen. Es sei denn, dass ich mir’s anders überlege.“[2] Dieses Verschweigen betrifft auch Intimes und Persönliches, das ich nur dann ansprechen werde, wenn es für meine Tätigkeit an der Universität relevant gewesen ist. Ich beabsichtige ja keine ‚Konfessionen‘, die ohnehin nicht allzu interessant wären, sondern einen Bericht über meine Berufstätigkeit. Alles andere mag man in einigen Jahrzehnten, wenn die von mir bestimmte Sperrfrist abgelaufen sein wird, im Archiv der Leipziger Universitätsbibliothek lesen, falls es dann noch jemanden interessiert.

Zu einer zusammenhängenden Geschichte gehört auch die Erzählung von Faktoren, die das Verhalten in der Leipziger Situation verstehbar machen. Es wird in diesem Bericht zwar um die Jahre in Leipzig gehen, um aber das Kon-

1 Nassehi 2018, S. 15 f.

2 Enzensberger 2018.

zept, mit dem ich dort angetreten bin – und ich hatte ein Konzept, das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch begründet war –, verständlich zu machen, bedarf es einiger Rückblicke: in die Welt meiner Herkunft, in meine Studienzeit und schließlich in meinen Werdegang vor der Berufung nach Leipzig. Da ich meine Aufzeichnungen im Oktober 1979 begonnen habe, kann ich auch im Hinblick auf das, was die Entwicklung meines Verständnisses von Literaturwissenschaft angeht, aber auch meiner politischen Orientierung, darauf zurückgreifen, auch und gerade im Hinblick auf meine Einstellungen zur Bedeutung des Gegenstands ‚Literatur' und zum Sinn einer Beschäftigung mit diesem Gegenstand als Lebensaufgabe. Mein Ziel ist es dabei – wie auch bei der Erzählung der Leipziger Zeit – ‚Allgemeines' möglichst durch exemplarische Einzelgeschichten anschaulich zu machen.

Schreiben Sie auch über uns?

Ich-Erzählungen sind der Erwartung ausgesetzt, dass der Erzähler den Standort, von dem aus er seine Geschichte erzählt, verständlich macht. Nur in seltenen Ausnahmen wird diese Erwartung nicht erfüllt, etwa wenn, wie in Joseph von Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ oder in Adalbert Stifters „Der Nachsommer“, der Ich-Erzähler seine Geschichte bis zur Verlobung oder Hochzeit erzählt, aber nichts darüber sagt, was er als verheirateter Mann in der Zeit, die inzwischen vergangen ist, erlebt hat und wie er sich in der Gegenwart des Erzählens fühlt, so wie es der alt gewordene Ich-Erzähler von Wilhelm Raabes „Die Akten des Vogelsangs“ exemplarisch vorführt, wenn die Ehefrau ihm am Abend „die kühle Hand über die Stirn“ legt.

Ich will mich an die Konvention halten, auch deswegen, weil mein Rückblick unvermeidlich gefärbt ist von dem, womit ich gegenwärtig einen großen Teil meiner Lebenszeit verbringe. „Schreiben Sie auch über uns?“ Das fragte Ali, als er die beschriebenen Blätter auf meinem Schreibtisch sah und wissen wollte, was ich da mache, und ich ihm mein Vorhaben zu erklären versuchte. Ali gehört zu einer kleinen Gruppe von Migranten und Migrantinnen – eine bessere Bezeichnung fällt mir gerade nicht ein –, um die ich mich seit etwa drei Jahren ‚kümmere‘, erst als Helfer beim Erlernen der deutschen Sprache, dann als Begleiter und Berater in der Schule, in Beruf und Ausbildung, schließlich immer mehr als Lotse beim Zurechtfinden in den Labyrinthen der Bürokratie und des Rechtssystems unseres Landes. Was ich dabei mache, ist nichts Besonderes. Mein Motiv ist nicht kitschige ‚Willkommenskultur‘-Schwärmerei, sondern die nüchterne Einsicht, dass Politik, Verwaltung und Justiz angesichts der Herausforderung, die auf unser Land – selbstverschuldet unvorbereitet – zugekommen ist, völlig überfordert sind und deshalb die Hilfe von Individuen und gesellschaftlichen Organisationen nötig ist, um die Probleme, die mit den weltweiten Migrationsbewegungen verbunden sind und über die man reden dürfen sollte, einigermaßen zu bewältigen. In dieser Sicht der Dinge folge ich den realistisch abwägenden Positionen, wie sie etwa Julian Nida-Rümelin oder Ahmad Mansour dargelegt haben.[3]

3 Vgl. Nida-Rümelin 2017, S. 41 f., Mansour 2018.

Tausende Menschen in Deutschland machen das aus ähnlichen Motiven genauso und werden auf diese Weise konfrontiert mit Lebenswirklichkeiten, von denen sie vorher keine Ahnung hatten und die sie lehren, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und das bisherige Leben mit anderen Augen zu betrachten. Darüber werde ich in diesem Buch weiter nichts schreiben, wenngleich die Tagebuchaufzeichnungen der letzten beiden Jahre allmählich Stoff für eine Erzählung liefern könnten, die dem, was in Jenny Erpenbecks Roman „Gehen, ging, gegangen" zu lesen ist,[4] nicht unähnlich sein würde. Auch dort findet ein pensionierter Universitätsprofessor eine neue Aufgabe in der Hilfe für Migranten, oder besser: findet diese Aufgabe ihn, die seine Identität verändert und bei ihm Kräfte und Fähigkeiten entbindet, von denen er vorher nichts ahnte. Erpenbecks Roman endet freilich etwas zu ‚utopisch'. Wenn man die Probleme mit einem so schönen Fest lösen könnte wie in diesem Roman, dann wäre die Welt etwas einfacher.

Ohne dass dies alles in meiner Erzählung über die Leipziger Tätigkeit explizit markiert wird, ist sie doch beeinflusst durch diese Gegenwart, nicht zuletzt dadurch, dass der Schreibprozess immer wieder unterbrochen wurde durch Pflichten und Aufgaben, die jemand zu erfüllen hat, der sich auf dieses Engagement eingelassen hat. Mit Stofftieren und interreligiösen Adventsfeiern ist es ja nicht getan. So verdienstvoll und gut gemeint derlei symbolische Handlungen auch sein mögen: das sprichwörtliche Bohren dicker und harter Bretter beginnt erst jenseits davon.

Am Ende der Einleitung noch ein Wort zu meinem Sprachgebrauch. Ich weiß, dass ein nicht geringer Teil der heutigen Leserschaft die Einhaltung von Vorschriften ‚gendergerechter' Sprache erwartet. Ich kann und will mich einigen dafür in den letzten Jahren erprobten Varianten, mit denen versucht wird, sprachlich beiden – oder meinetwegen auch: beliebig vermehrbaren – Geschlechtern ‚gerecht' zu werden, nicht anschließen. Ich halte sie für verkrampft und lächerlich, weil sie die biologische (‚sex', ja, das gibt es!) und die gesellschaftlich-kulturelle (‚gender', ja, das gibt es auch, aber nicht ohne ‚sex'!) Realität der Geschlechterverhältnisse nicht verändern, sondern allenfalls euphemistisch verschleiern. In meinem Text kommen deshalb allenfalls ‚Lesende' vor, wenngleich ich auch hier sprachliche Bedenken habe, aber nicht ‚LeserInnen', ‚Leser_innen' oder ‚Leser*innen'. Wo ich es für geboten halte, verwende ich die etwas umständliche Version ‚Leserinnen' und ‚Leser'. Ansonsten halte ich bis zum Beweis des Gegenteils die Argumente von Sprachwissenschaftlern wie

4 Vgl. Erpenbeck 2015.

Peter Eisenberg für den Gebrauch des ‚generischen Maskulinums' für so überzeugend, dass ich in meinem Text diese altbewährte Regel des Deutschen einhalten werde.

Leipzig – Neuanfang und ‚letzte Chance'

Im Mai 1993 bewarb ich mich auf eine Professur für Neuere deutsche Literatur, die von der Universität Leipzig ausgeschrieben worden war. Man lud mich zu einem Probevortrag im Juni 1993 ein, in dem ich, um meine Kompetenz in den dafür im Strukturkonzept des Instituts vorgesehenen Bereichen nachzuweisen, über die Rezeption ‚pansophischer' Ideen des 17. Jahrhunderts in der Frühromantik referierte. Meine Tagebuchnotiz über diesen Auftritt, der gleichzeitig überhaupt mein erster Besuch in diesem Teil Deutschlands war, ist ambivalent:

> „In der Diskussion wurde ich nicht angegriffen, dafür aber von vielen angeschwiegen, eine Art Diskussionsverweigerung, eine Resistenz. […] Will ich überhaupt dort leben und arbeiten? Die Stadt hat mir gefallen, es ist dort in den nächsten Jahren wohl auch spannender als irgendwo sonst in Deutschland, und eigentlich hätte ich mit der Art, wie ich die Lehre mache, dort viel zu sagen. Deswegen habe ich mir einen Moment lang gesagt: Wenn Du nach so vielen erfolglosen Anläufen vielleicht zufällig ausgerechnet hier landest, dann wäre das eine ‚Fügung', oder das Werk irgendeiner ‚Turmgesellschaft'. […] Die Stadt ist nicht gerade schön, aber richtig groß, und sie summt und brummt vor Energie. Über der Innenstadt, vom Hochhaus der Universität aus gesehen, ein dichter Wald von Baukränen." (27.6.1993)

Meine Wahrnehmung der eher reservierten Blicke des Auditoriums war nicht ganz grundlos, wie mir einen Monat später von informierter Seite zugetragen wurde – Vorgänge in Berufungsangelegenheiten gehören ja zu den ‚öffentlichen Geheimnissen'. Ich war nicht der Wunschkandidat der Leipziger, aber am 29. September konnte ich dann doch erleichtert notieren: „Ruf nach Leipzig!" Ende November 1993 war ich dann in Leipzig und Dresden, um zu ‚verhandeln'. Es gab freilich nicht viel zu verhandeln, denn mit meiner Professur, nach damaliger Nomenklatur C3, war außer der Zusage einer angemessenen Möblierung des Büros und ein paar Hilfskraftmitteln keine weitere Ausstattung verbunden. Mir wurde nur die Verantwortung für einen Mitarbeiter zugeteilt,

ohne die Befugnisse klar zu regeln. Ich nannte meine Stelle deswegen in der Folgezeit immer eine ‚Barfußprofessur'.

Natürlich war den Leuten im Rektorat und im Ministerium bekannt, dass ich, wie viele andere in vergleichbarer Lage, so oder so annehmen musste, weil meine berufliche Situation als Oberassistent und Außerplanmäßiger Professor in Kiel auf einer befristeten Stelle allmählich prekär zu werden drohte, und der Hinweis in meiner Notiz auf eine ‚Turmgesellschaft' dokumentiert eine Ahnung davon, dass, wie damals in vielen anderen Fällen, im Hintergrund des Verfahrens noch Personen am Werk gewesen sein mögen, von denen ich nur wenig wusste und später auch weiter nichts wissen wollte, um unbefangen arbeiten zu können. Ich erinnere mich nur an ein Telefonat, in dem ein Mitglied der Berufungskommission zu mir sagte: „Die brauchen dort eine Lehrergestalt, und das sind Sie." Ich erinnere mich allerdings auch, dass während des Verfahrens eine schon damals aus dem Westen nach Leipzig berufene Kollegin im Kieler Institut anrief und die Frage stellte: „Der ist doch katholisch"? Ich hatte und habe keine Ahnung, was sie mit dieser Frage bezweckte. Der Begriff ‚Fügung' bot mir immerhin die Möglichkeit, die Entscheidung auch in einem im weitesten Sinn metaphysischen Zusammenhang zu deuten, was dann vielleicht doch mit meiner katholischen Herkunft zu tun hatte, und diese Deutung hat mich, wie ich rückblickend sehe, bei der Bewältigung der oft schwierigen Aufgaben hin und wieder gestärkt und ermutigt.

Die Geschichte meiner Berufung nach Leipzig, so wie ich sie hier erzähle, ist wohl exemplarisch für viele ähnliche Vorgänge in den frühen 1990er Jahren. Es hat mich aber doch etwas nachdenklich gemacht, als ich im Jahr 2009 in Götz Alys „Unser Kampf 1968 – ein irritierter Blick zurück" das folgende Urteil über Leute wie mich lesen musste:

> „Der gehobene Arbeitsmarkt geriet in Schwung. Parallel zu den Aufstiegsgelegenheiten im Osten führte das auch im Westen zu neuen Chancen. Beides setzte die Abwicklung der DDR-Intelligenz voraus. Man schickte die alten, gewiss staatsnahen Eliten in die Wüste, weil sich für jeden Posten schon einer im Westen warmlief, mittendrin die ehemals staatsfernen Alternativen. Selbstverständlich brachen auch CDU-, SPD- und FDP-nahe in Kiel oder Stuttgart beheimatete Postenjäger auf, um ihr Glück in Leipzig oder Greifswald zu machen. Ordinarien ver-

schafften den an ihrem Lehrstuhl hängengebliebenen treuen Seelen eine Last-Minute-Sinecure in Rostock."[5]

Als Mitbetroffener – sogar die Städtenamen Kiel und Leipzig passen zu mir, und nach Greifswald hatte ich eine Einladung zu einem Probevortrag, der ich nicht mehr folgte – ist man versucht, dieses Urteil als Aussage eines bei dieser Ausschüttung eines Füllhorns von Posten zu kurz Gekommenen abzutun. Ich nehme sie aber ernster, weil sie aus der Perspektive eines Beobachters aus dem Westen etwas sagt, was hinter vorgehaltener Hand von Betroffenen aus dem Osten sicher genauso scharf formuliert wurde und wiedergibt, was man auch selbst als Meinung über die Neuberufenen aus dem Westen vorauszusetzen für ratsam halten sollte. Diese lautete – und lautet – etwa so: „Hier kommen Leute allenfalls der zweiten, wenn nicht gar der dritten Garnitur, die unsere erstklassig qualifizierten einheimischen Kräfte verdrängen, welche unter zum Teil unwürdigen Umständen ihren Platz an der Universität räumen mussten."

Einen ersten Eindruck von der Brutalität der Vorgänge im Zuge der Umstrukturierungen, Personalkürzungen und Evaluierungen in den Jahren von 1990 bis 1994[6] bekam ich am Tag meiner Verhandlungen im November 1993 in einem Gespräch mit Helmut Richter, dem damaligen Direktor der ‚Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft' – das ‚Institut für Germanistik' wurde offiziell erst am 2. Dezember 1993 gegründet[7] –, das sich mir tief ins Gedächtnis eingegraben hat. Bei einem Abendessen im Leipziger Ratskeller fragte ich ihn, ob ich schon im Wintersemester nach Leipzig kommen solle, und er antwortete mit unsagbar traurigem Blick, so dass ich den Eindruck hatte, seine Tränen würden in die Sächsische Kartoffelsuppe fallen, es wäre besser, ich käme erst im Sommersemester, denn „wir müssen im Winter noch sehr harte Entscheidungen treffen, mit denen Sie nicht belastet werden sollten". Helmut Richter war dann noch einige Jahre mein Kollege, und ich konnte bei vielen Gelegenheiten beobachten, wie sehr dieser integre Mann von den Vorgängen dieser Jahre traumatisiert war, nicht zuletzt aufgrund von ungerechten Vorwürfen, die man ihm für Entscheidungen machte, für die er nicht allein verantwortlich war.

Was die von Aly angedeuteten Aktivitäten politischer oder wissenschaftsorganisatorischer Instanzen im Hintergrund angeht, so kann ich ihm aufgrund

5 Aly 2009, S. 15 f.

6 Für die Leipziger Vorgänge vgl. etwa König 2017 und Weiss 2012, S. 330–337.

7 Vgl. Öhlschläger/Stockinger 2009, S. 560 f.

meiner Erfahrungen nicht ganz widersprechen. Widersprechen muss ich ihm nur in einem Punkt: Eine ‚Sinecure' war der Job in den meisten Fällen nicht, zumindest nicht in meinem Fall. Ich selbst habe dieses Problem – im Unterschied zu manchen anderen in meiner universitären Umgebung – von Anfang an bewusst und mit realistischer Selbsteinschätzung wahrgenommen, und ich bin damit gut gefahren. Ich brauchte dazu nicht die Inschriften an den Fahrstühlen des Universitätshochhauses oder auf den Pulten in den Hörsälen zu lesen, die ich mir in meinem Journal notiert habe, wie z. B. „Fast alle Wessis sind doof!" – ich notierte dazu: „Immerhin nur fast!" (4.5.1994) – oder: „Der Fuchs ist schlau, doch stellt sich dumm, beim Wessi ist es andersrum." (30.11.1994) Als ich einmal in einer mündlichen Staatsexamensprüfung eine schlechte Note geben musste, sagte die betroffene Studentin zu mir, dass ich als jemand aus dem Westen „hier ja eigentlich ungerecht sein müsse" (30.11.1994).

Meine Wahrnehmung der reservierten Skepsis gegenüber den Neuberufenen aus dem Westen ging freilich nie so weit wie die einer gleichzeitig mit mir am Institut neu angekommenen Kollegin, über die ich im April 1994 die von ihr getätigte Aussage notierte, man werde ihr sicher einmal „Rattengift in den Kaffee schütten" (21.4.1994), weil sie statt des von den Einheimischen gewünschten Kollegen auf die Professur für ‚Neueste deutsche Literatur' berufen worden sei und sich zu wenig für die DDR-Literatur in Forschung und Lehre engagiere. Sie war wegen dieses Problems sogar ins Ministerium nach Dresden zu einem Gespräch gebeten worden, nach meiner damaligen Vermutung deswegen, weil der Minister seinerseits unter dem Druck von Kreisen aus den alten Kultureliten der DDR stand.

Mir war aufgrund der realistischen Einschätzung meiner Situation vor der Berufung – meine Publikationsliste enthielt zwar einige Titel, mit denen ich mir in der Utopie-Forschung und in der Romantik-Forschung ein gewisses Ansehen erworben hatte, sie war aber vergleichsweise schmal, und meine Habilitationsschrift hielt ich selbst für so verunglückt, dass ich sie nicht publiziert habe – klar, dass dies wohl meine letzte berufliche Chance war. Für diese Chance, so mein Vorsatz, sollte diese Universität etwas zurückbekommen. Mitte April 1994 – also etwa zwei Wochen nach dem Beginn meiner Leipziger Tätigkeit – notierte ich auf der Zugfahrt von Leipzig nach Kiel, wo ich noch wohnte, eine Art Fazit der ersten Eindrücke, das in einer Mixtur aus realistischem Selbstbild und neuem Selbst- bzw. Sendungsbewusstsein mein Handeln und Verhalten in den Jahren danach leiten wird:

„Ich begreife allmählich, auf welchem Prüfstand wir hier stehen. Es gibt nur eine Legitimation: Gut sein und noch mal gut sein! […] Da ich es ‚kann', wie ich merke, habe ich kein schlechtes Gewissen. Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen, und dazu bin ich ‚berufen'." (11.4.1994)

Wie schon beim Gebrauch des Wortes ‚Fügung' ist auch in dieser Notiz der metaphysische Nebensinn in der Art, meine Aufgabe zu umschreiben, durchzuhören, der ja schon in den Wörtern ‚Berufungsverfahren', ‚Ruf', ‚Berufungsverhandlungen' mitschwingt, die man durchaus als Säkularisate einer religiösen Sprache deuten kann, die mir aufgrund meiner Herkunft seit den Tagen der Kindheit vertraut war – ich werde später noch darauf zurückkommen: ‚Berufen' wird man von Gott, und zwar vorzugsweise in ein ‚geistliches' Amt. Ein Restbestand davon hat mich von Anfang an in Leipzig begleitet und getragen. Im April 1994 notierte ich beispielsweise: „Im Zug: Ein Wirtschaftsprofessor aus Halle, er kommt aus Kiel, kommt mit mir ins Gespräch. Wir unterhalten uns über unsere ‚Mission'." (19.4.1994) Meinem Doktorvater Hans-Joachim Mähl schrieb ich einmal in diesen ersten Monaten, dass ich in Leipzig an dem in der ‚besten der möglichen Welten' – im Sinne der Leibniz'schen „Theodizee" – seit Anfang der Welt für mich vorgesehenen Platz angekommen sei. Zu einer späteren Zeit, als die Lasten und auch die Enttäuschungen etwas zu viel geworden waren, drückte ich dieses Gefühl direkt in der Sprache aus, die ich als Kind als Sprache für Religiöses in der damals noch geltenden katholischen Liturgie gelernt hatte, wenn ich nach einer wider Erwarten trotz Überfüllung gelungenen Seminarveranstaltung schreibe: „Dominus mecum. Immer noch!" (16.10.1998)

Dieses Sendungsbewusstsein habe ich allerdings primär auf eine politische Aufgabe bezogen, über deren Genese ich an späterer Stelle noch eingehender berichten werde und über die ich Eintragungen gemacht habe, die mir beim Wiederlesen etwas peinlich sind, auch weil sie das Gefühl vieler Ostdeutscher, damals ‚bevormundet' worden zu sein, nur zu sehr bestätigt:

„Bin ich, fühle ich mich als eine Art von Besatzungsoffizier? Ich fürchte ja – von der Abteilung ‚Reeducation'! Hoffentlich entschlüpft mir das nicht in einem unbedachten Moment." (17.4.1994)

„Dann begann im Restaurant [im ICE] ein Gespräch mit einem Konkursmanager oder so etwas Ähnlichem, der in Ostdeutschland Betriebe

abwickelt. Austausch von typischen Erfahrungen von Westlern im Osten: Besatzer in einem Land, das den Krieg verloren hat.“ (16.12.1994)

In solchen Notaten dokumentiert sich ein nicht aufzulösender Widerspruch, in dem ich mich damals befunden habe. Einerseits wollte ich in meinem Verhalten ein Kontrastprogramm zu dem arroganten und präpotenten Auftritten von ‚Wessis‘ bieten, andererseits konnte ich nicht darauf verzichten, als Wissenschaftler, als Hochschullehrer und als in der universitären Selbstverwaltung Engagierter ein Programm zu verwirklichen, das letztlich getragen war von der Auffassung, dass in der DDR so ziemlich alles falsch gemacht worden war, und zwar – ungeachtet vieler ‚Errungenschaften‘ in einzelnen Bereichen – im Grundsätzlichen. So habe auch ich, obwohl ich nicht überheblich sein wollte, doch zu dem Gefühl beigetragen, das heute, fast dreißig Jahre nach der ‚Wende‘, im Osten wieder verstärkt artikuliert wird: das Gefühl, vom ‚Westen‘ entmündigt worden zu sein. Das war aber – so sehe ich das auch heute noch – nicht zu vermeiden.

Bevor ich auf die Einzelaspekte meines Konzepts und Programms, meinetwegen auch: meiner ‚Mission‘, ausführlicher eingehe, schiebe ich zuerst einen Bericht über die Ereignisse und Eindrücke in den Leipziger Anfängen dazwischen.

Leipzig ‚entdecken' 1994/1995 – die ersten Wochen und Monate

Am 31. März 1994, einen Tag vor Beginn des Sommersemesters, war ich mit einer Gruppe von neu berufenen Kollegen und Kolleginnen eingeladen, in die Räume des Rektorats der Leipziger Universität zu kommen, um dort meinen Diensteid abzulegen. Den Raum, in dem diese Zeremonie stattfand – nach meiner Erinnerung irgendwie ‚altdeutsch-gemütlich' eingerichtet, später habe ich auch etwas von einer Tapezierung aus ‚Ziegenleder' gehört –, gibt es seit dem Umbau der Universitätsgebäude am Augustusplatz heute nicht mehr. Die Räumlichkeiten des Rektorats lagen ungefähr dort, wo anstatt der Fassade der neu errichteten Universitätskirche das riesige Karl-Marx-Relief angebracht war. Innen im Treppenhaus wurde man mit Werner Tübkes Gemälde „Arbeiterklasse und Intelligenz" konfrontiert. Dieses Ambiente – die merkwürdige Zusammenstellung von ‚altdeutscher' Möblierung, nüchterner Funktionsarchitektur der DDR-Moderne der 1970er Jahre und hochrangiger Staatskunst – vermittelte mir einen ersten Eindruck von dem, was meinen vagen Vorstellungen und Vorurteilen über ‚DDR-Kultur' entsprach.

Ich war in der Zeit des Bestehens der DDR nie in diesem Teil des Landes gewesen, und bei der Erinnerung an das Ambiente der Rektoratsräume überfallen mich fast zwanghaft Bilder von ähnlichen späteren Wahrnehmungen an anderen Orten. Geradezu symbolisch erschienen mir zum Beispiel die in amtlichen Gebäuden angebrachten Gardinen, ‚schön' gemusterte Stores, eher passend für kleinbürgerliche Wohnungen, die zur Funktion und Architektur der Gebäude in einem merkwürdigen Kontrast standen. Sogar in dem leerstehenden Stasi-Gebäude, das ich Jahre später in meiner Rolle als Dekan der Philologischen Fakultät einmal besichtigte, weil die Stadt es der Universität als Quartier angeboten hatte, hingen diese Stores. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, dass ich schon damals beim ersten Anblick der Rektoratsräume davon etwas mit vollem Bewusstsein wahrgenommen hätte.

Allerdings notierte ich schon am folgenden Tag die erste bewusste Wahrnehmung von Zeichen der DDR-Kultur in den Räumen der Universität. Im Eingang zum Lesesaal der Zweigstelle der Universitätsbibliothek am Augustusplatz hing ein Triptychon, als dessen Urheber ich irrigerweise Werner Tübke vermutete. Der Maler des Bildes ist Heinz Zander. Es ist inzwischen

abgehängt und in den Depots der Kustodie eingelagert worden. Das Thema dieses Bildes war das, was man in der Geschichtswissenschaft der DDR die ‚frühbürgerliche Revolution' genannt hat. Im Mittelteil waren die geschlagenen Bauern des Bauernkriegs dargestellt, auf einem der Seitenflügel sah ich Martin Luther und Thomas Müntzer, auf dem anderen Flügel Albrecht Dürer und Tilman Riemenschneider. In einem nicht unwichtigen Detail täuscht mich aber die Erinnerung, denn Martin Luther hatte, wie ich jetzt weiß, neben Thomas Müntzer auf dem Bild noch keinen Platz bekommen; zur Entstehungszeit des Gemäldes – nach Auskunft der Kustodie der Universität 1970-1972 – war Luther in der DDR noch nicht ‚rehabilitiert'. Zu dem Bild notierte ich: „Die Intelligenz und die Kunst in der Einheit mit dem ‚Volk'. Eine gültige, repräsentative Darstellung der Idee dieses untergegangenen Staates. Die Form: ein gutes Beispiel für Säkularisate. Ein Altar der Utopie? Bleibt es hängen, wird es magaziniert?" (1.4.1994) Die säkularisierende Adaption der Form des christlichen Altarbildes sah ich darin, dass an dem Ort des gekreuzigten Erlösers das leidende Volk seinen Platz bekam und die Intellektuellen und Künstler dort dargestellt waren, wo in den christlichen Altarbildern Heilige dem Heiland assistieren. Alle, die auf dem Weg in die Bibliothek daran vorbei gingen, sollten daran erinnert werden, an welcher quasi ‚heiligen' geschichtlichen Aufgabe sie bei ihrer Arbeit im Lesesaal beteiligt waren. Irgendwie konnte ich das verstehen. Doch zurück zur Zeremonie der Vereidigung!

Wir wurden begrüßt vom damaligen Rektor Cornelius Weiss, der aber, wie er mit hörbarer Indignation mitteilte, aus dienstrechtlichen Gründen nicht befugt war, die Eide abzunehmen. Diese Aufgabe übernahm der Prorektor für Lehre und Studium, der Kirchenhistoriker Günter Wartenberg, einer der damals mächtigsten Männer der Universität, wie mir in den folgenden Wochen allmählich klar wurde. Er sah mich etwas überrascht an, als ich meinen Eid ohne die Anrufung Gottes leistete und die Sekretärin diese Formel in dem vorbereiteten Dokument streichen musste. Ich würde mich weder damals noch heute als einen Atheisten bezeichnen, denn das wäre ein allzu großes Wort,[8] hatte aber in diesem Moment das spontane Gefühl, dass diese Formel nicht zu mir und zu dieser Situation passte. Den Eid habe ich trotzdem, soweit es in meinen Kräften stand, so eingehalten, als hätte ich Gott zum Zeugen angerufen.

Den Tag der Vereidigung beendete ich mit dem ersten Besuch eines Konzerts im Gewandhaus, dem in den folgenden Jahren viele weitere folgen soll-

8 Vgl. Flasch 2013, S. 254.

ten. Chor und Orchester des MDR führten an diesem Tag Verdis „Requiem“ auf. Ich notierte:

> „Voller Saal, ein sehr ‚bürgerliches‘, offenbar musikbegeistertes Publikum. […] Das Gewandhaus hat trotz der Modernität Stimmung. Hervorragende Akustik. Über der Orgel steht ein Satz Senecas: ‚Res severa est [sic!] verum gaudium!‘ Gemeint ist wohl die Gewissenhaftigkeit professioneller Kunst.“ (31.3.1994)

Viele Eintragungen über Aufführungen im Gewandhaus, in der Thomaskirche, in der Musikhochschule, in der Oper und an vielen anderen Stätten dokumentieren, wie für mich und viele andere in ähnlicher Situation die musikalische Kultur dieser Stadt zu einer unvergleichlichen Kraftquelle werden konnte.[9] Nur einen Moment großen Gefühls, der typisch ist für Leipzig, möchte ich hier festhalten: als John Eliot Gardiner am 22. Oktober 2008 am Ende seiner ‚Bach-Pilgerreise‘ in der Thomaskirche einige Bach-Kantaten zu Gehör brachte und am Ende, als der Beifall verklungen war, sich mit seinem Chor um das Grab Bachs wie um das Grab eines Heiligen der Kunst versammelte und nun Bachs letzte Komposition, ein Sterbelied, gesungen wurde. Während danach die Leute schweigend und spürbar ergriffen die Kirche verließen, sah man Gardiner ganz bescheiden an der südlichen Chorwand stehen. Er sah aus, als ob er vor dem Grab Bachs betete – vielleicht tat er dies auch.

Aber auch das war ‚mein‘ Leipzig im April 1994:

> „Abends in der Stadt: die alte Architektur ist vor allem später Historismus und eine Art Jugendstil. Wo schon renoviert ist, da glänzt am Bauschmuck viel Gold. Man sieht vor allem Plastiken mit Füllhörnern in der Hand: Reichtum durch Handel. Noch nie solche Kontraste gesehen, dicht nebeneinander: Glitzerndes und Reiches, daneben die blinden Schaufenster der Verlierer. […] Das Publikum [im ‚Paulaner‘] wie in den abendlichen Straßen: Fein angezogen, neue Sommermäntel, auffallende Krawatten.“ (6.4.1994)

9 Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle eines Kollegen aus dem Institut für Germanistik zu gedenken: Günther Öhlschlägers. Er war mir beim Neuaufbau des Instituts und bei den Studienreformen gegen Ende unserer Tätigkeit wohl der wichtigste Mitstreiter und Weggefährte. Dass er, der leider viel zu früh verstorben ist, im Lauf der Jahre auch zu einem Freund geworden ist, verdankt sich nicht zuletzt auch den vielen Konzerterlebnissen, die ich mit ihm und seiner Frau Cornelia teilen durfte.

„Heute erstmals in der Moritzbastei […]. Ein schönes Studentenlokal unter der Erde. Eines muß man der DDR ja lassen: Den Intellektuellen, Studenten und Wissenschaftlern, die brav blieben, haben sie viele Privilegien gegeben.“ (7.4.1994)

„Hinterher [nach einem Konzertbesuch] noch etwas durch die Stadt, wie ein Sommerabend, frohe Leute, die Erfolgreichen, die die Innenstadt besetzt halten, auf der Straße und in den Passagen. Alle etwas overdressed!“ (29.4.1994)

Am 31. März 1994 nahm ich auch mein vorläufiges Arbeitszimmer in der 13. Etage des Universitätshochhauses – mein Raum in der 11. Etage, wo sich das Institut befand, war noch nicht freigeräumt – in Besitz und machte zunächst einmal Bekanntschaft mit den baulichen Bedingungen, in denen ich einen großen Teil meines beruflichen Alltags in den ersten Jahren verbringen sollte. Das Hochhaus war Teil der Universitätsneubauten am Augustusplatz, die in den späten 1960er und den 1970er Jahren anstelle der im Krieg teilzerstörten, aber durchaus noch rekonstruierbaren historistischen Gebäude aus dem späten 19. Jahrhundert und der im Krieg unversehrt gebliebenen, 1968 gesprengten, Universitätskirche hochgezogen worden waren. Die Architektur des Hochhauses war primär von der gewünschten Zeichenhaftigkeit als Monument der Wissenschaft bestimmt, weniger von den Anforderungen und Bedürfnissen eines Universitätsbetriebs. Dafür war es schlicht ungeeignet. Die Fenster ließen sich nicht öffnen, die Klimaanlage schädigte die Atemwege und die Aufzüge fuhren so langsam und unzuverlässig, dass man, wenn man vom Büro zu einem der Seminarräume oder zu einem Hörsaal wollte, vorsichtshalber mindestens eine Viertelstunde für diesen eigentlich kurzen Weg einplanen musste.

Auf meinem Schreibtisch, dessen Design meinen Vorstellungen von ‚DDR‘ voll entsprach, lag neben dem cremefarbigen Telefon mit altertümlicher Wählscheibe, in dem ich sofort eine eingebaute Abhörwanze vermutete, eine Mappe, in der ich die Aufgabe vorfand, die den größten Teil meiner Arbeitszeit im kommenden Semester in Anspruch nehmen sollte: Unterlagen für mündliche Staatsexamina, deren Beginn schon für die folgende Woche angesetzt war. Ich notierte: „Nun wird es ernst: In diesem Semester allein 40 (!!) Staatsexamensprüfungen von Leuten, die ich nicht ausgebildet habe. Ob das wohl gut geht? Wenn ja, dann habe ich das Spiel gewonnen.“ (31.3.1994) In der Mappe lagen auch schon die ersten Staatsexamensklausuren, die ich möglichst sofort zu

korrigieren hatte. Nicht so sehr die große Zahl war das Problem, sondern die unangenehme Situation, dass Prüfer und Prüflinge sich vorher nie gesehen hatten. Die Gruppe der Prüflinge umfasste, wie ich erst im Lauf der Verfahren allmählich verstanden habe – richtig informiert hatte mich niemand –, nicht nur Absolventen des Leipziger Instituts, besser gesagt: der Sektion, sondern auch Studierende zweier aufgelöster Pädagogischer Hochschulen in Leipzig und in Erfurt.

Im Unterschied zur mir vertrauten Kieler Prüfungsordnung, die zwischen Prüfern und Prüflingen abgesprochene Schwerpunkte vorsah – gemäß dem damals im Westen üblichen Verzicht auf enzyklopädische Übersicht zugunsten vertiefter Spezialisierung an exemplarischen Gegenständen –, wurde gemäß der in Sachsen geltenden Prüfungsordnung ein genereller Überblick über alle Epochen vom Mittelalter bis zur Gegenwart verlangt, und die Kenntnis kanonischer Texte war durch eine verbindliche Lektüreliste, die schon vor der Zwischenprüfung in einer ‚Konsultation' abgefragt wurde, abgesichert, dies freilich unter Verzicht auf intensive und eigenständige Auseinandersetzung mit dem einzelnen Text. Das entsprach ja auch einem Unterricht, in dem – sowohl in der Schule, als auch an den Hochschulen – für die kanonischen Texte auch weitgehend kanonische Deutungen und Wertungen vorgesehen waren. Im Übrigen hätte man damals gar keine Absprachen zwischen Prüfern und Prüflingen treffen können, denn die Kandidaten und Kandidatinnen wurden nach Kriterien, die mir unbekannt waren, einfach bestimmten Prüfern zugeordnet.

Ich habe die Prüfungsordnung anfangs für ein typisches Produkt der DDR-Kulturpolitik aus dem Hause Margot Honeckers gehalten, musste mich aber später darüber belehren lassen, dass sie erst in der Nachwendezeit von einem pensionierten Oberstudienrat aus dem bayerischen Garmisch entworfen worden war, der vermutlich den Versuch unternommen hatte, die ihm widerstrebenden Entwicklungen in der Bundesrepublik seit den späten 1960er Jahren auf den ihm wohl vertrauteren und genehmeren Stand seiner Studien- und Referendarzeit zurückzudrehen, und sich so wohl unbeabsichtigt dem Konzept angenähert hat, das in der DDR immer in Geltung geblieben war.

Ich hatte mich seit der Zeit meines Studiums auf der Suche nach einer Verbindung textanalytischer, ideengeschichtlicher und sozialgeschichtlicher Interpretationskonzepte auch mit dem Paradigma der marxistischen Literaturwissenschaft auseinandergesetzt – in der Zeit um 1968 und in den Jahren danach ohnehin unvermeidlich –, ohne sie je überzeugend zu finden, wusste demnach zumindest in Umrissen, was ich von den Prüflingen hören würde, und ich wollte sie nicht dafür büßen lassen, dass sie in diesem Teil des Landes

studiert hatten. Andererseits konnte und wollte ich die dabei eingelernten Formeln nicht völlig unbesehen durchgehen lassen. Wie mich derlei nerven konnte, zeigt eine Notiz vom April 1994:

> „Abends um neun fange ich dann an, die Klausuren zu korrigieren. Sieben Stück über die Fabel, ein Text von Gellert, einer von Lessing, der letztere unübersetzbar schwer. Welcher Idiot hat dieses Thema gestellt? Natürlich: Wenn man sowieso weiß, was jeder Text der Aufklärung bedeutet (das ‚aufsteigende' oder ‚aufstrebende' Bürgertum gegen den ‚Feudalabsolutismus' und gegen die Kirche), dann braucht man sich um die Bedeutung einzelner Texte nicht zu kümmern. So sind dann auch die Klausuren, mit einer Ausnahme, die früher wohl verdächtig gewesen wäre, die kriegt jetzt eine Eins von mir. Seit ich diese schlimmen Klausuren gelesen habe, ist mir klar, daß bei aller Tragik der Einzelschicksale das Auswechseln des Personals notwendig gewesen ist." (14.4.1994)

Dergleichen habe ich öffentlich nie gesagt. Stattdessen habe ich versucht, das Beste aus der Lage für beide Seiten zu machen, erst einmal die Sprechstundenzeiten zu erhöhen – „mein Zimmer gleicht einem Taubenschlag", notierte ich am 6.4.1994 –, um dort, wie ich ebenfalls notierte, „Seelenmassage" zu üben und für die nächsten Wochen ein jeweils mehrstündiges Examenskolloquium anzubieten, wo ich vom 17. bis zum 20. Jahrhundert eine Epoche nach der andern in groben Umrissen mit den Studenten und Studentinnen besprach. Ich versuchte dabei, von den vorhandenen Kenntnissen auszugehen und mit aller Zurückhaltung meine Sicht – etwa über Probleme und Methoden der Bildung von Epochenbegriffen – darüberzulegen. Nicht bevormunden, selber zum Denken bringen! Das war meine Devise.

Die Prüfungen, bei denen natürlich diejenigen, die später im Semester ihren Termin hatten, im Vorteil waren, verliefen dann so, dass ich das im DDR-Studium angeeignete Wissen weitgehend gelten ließ, wenn es präzise vorgetragen wurde, bei einzelnen Beispieltexten, die ich vorher abgesprochen hatte, aber eine oder zwei Fragen zu Textdetails stellte, die sich mit der Standardinterpretation nicht ohne weiteres vereinbaren ließen. Hier trennte sich dann, wie überall auf der Welt, die Spreu vom Weizen. Die einen brachen ratlos ein, die andern baten darum, noch einmal kurz überlegen zu dürfen und fanden oft eine intelligente Antwort. Richtig gute Leute können ja durch kein System vollständig verdorben werden. So verliefen die Prüfungen dieses ersten Semesters einigermaßen unfallfrei. Manchmal war es aber auch zum Verzweifeln. So

notierte ich einmal im Zusammenhang mit der zweiten Prüfungsperiode im Wintersemester 1994/95:

> „Eine Katastrophe nach der andern! Besonders schlimm die eine, die mir alle Klischees der DDR-Germanistik vorsetzt. Der Gipfel: Sie wirft Benn vor, daß er unverständlich schreibt: Was hat denn das Volk von solchen Texten gehabt?“ (15.12.1994)

Diese Herausforderung hatte einen ungeplanten Nebeneffekt im Hinblick auf die Akzeptanz meiner Person im Institut. Gemäß der Prüfungsordnung waren immer mehrere Prüferinnen und Prüfer beteiligt, so dass ich – ob nun beabsichtigt oder nicht – bei jeder Prüfung gewissermaßen ‚unter Beobachtung‘ stand, mit mir oftmals Ilse Nagelschmidt, die ja, wie ich damals noch nicht realisiert hatte, als ehemalige Hochschullehrerin der aufgelösten Pädagogischen Hochschule ebenso ‚neu‘, vielleicht auch ähnlich ‚fremd‘ war wie ich. In der Tat kann man den Charakter von Kolleginnen und Kollegen wohl nirgendwo sonst so gut studieren wie dann, wenn man ihr Verhalten bei Prüfungen beobachtet. Auch ich konnte in diesem Semester aufschlussreiche Beobachtungen machen, auch bei den mit mir neu Berufenen, die ich hier lieber nicht in Einzelheiten ausbreiten möchte. Alle, die dabei waren, wissen das ohnehin.

Die von mir kritisch wahrgenommenen Praxen des Prüfens hatten freilich eine unangenehme Folge, die allen, die damals diese Prozedur über sich ergehen lassen mussten, ebenfalls in bleibender Erinnerung geblieben ist, primär den Studierenden, aber auch mir, der ich an den Szenen, die sich auf den Fluren des Instituts abspielten, nicht ganz unschuldig war. Mich störte das Verfahren der Zuweisung von Prüflingen zu bestimmten Prüfern und Prüferinnen, weil ich der Meinung war, dass aufgrund der individuellen Akzentsetzungen in der Lehre, wie ich sie vom Westen her gewohnt war, die Studierenden ihre Prüfer frei wählen können sollten. Das bis dato geltende Verteilungsverfahren konnte ja nur funktionieren unter der Voraussetzung weitgehend standardisierter Lehrinhalte. Ich setzte deswegen alsbald das Prinzip der freien Prüferwahl durch, bedachte aber die Folge nicht: dass es – begreiflicherweise – dann zu einer sehr ungleichen Belastung der Prüferinnen und Prüfer kam, wobei die Studierenden durchaus nicht danach entschieden, ob jemand ‚leicht‘ oder ‚schwer‘ prüfte; der Unterschied ergab sich vielmehr – ich muss das um der Wahrheit willen leider so deutlich sagen – nach ‚fair‘ oder ‚unfair‘, um nicht zu sagen: ‚sadistisch‘. Da dieser Zustand sich alsbald als unhaltbar herausstellte,

einigten wir uns auf eine Art ‚Quotenregelung', wonach pro Prüfungszeitraum bei einem Prüfer jeweils maximal die Hälfte der Prüflinge sich anmelden durften. Da daraufhin bestimmte Listen natürlich schneller voll waren als andere, ergaben sich über einige Semester hinweg jene Szenen auf den Institutsfluren, die ich schon angedeutet habe: Schon morgens um vier Uhr rückten die ersten mit Isomatten, Schlafsäcken oder ähnlichen Utensilien an, um einen vorderen Platz in der Schlange der Wartenden vor dem Büro mit den Prüferlisten zu ergattern, das erst einige Stunden später geöffnet wurde. Man konnte bis dorthin noch ein wenig schlafen, um sich dann einen Platz auf der favorisierten Liste zu sichern – all das begleitet von unschönen Auseinandersetzungen, wie man sie überall dort erleben kann, wo es um die Verteilung von begehrten, aber begrenzten Plätzen geht. Freilich würde man lieber so etwas beim Kampf um eine Opernkarte erleben wollen als beim Kampf um einen Prüfungsplatz, wo es denn doch um etwas Entscheidenderes geht. Dieser Zustand, der mir äußerst unangenehm war, für dessen Abstellung mir aber keine Mittel mehr einfielen, endete nach ein paar Jahren erst dann, als die bisherige Art der Staatsexamensprüfung abgeändert und der Zwang, in allen Teilen des Faches eine mündliche Prüfung zu absolvieren, aufgehoben wurde.

Doch nach dieser Abschweifung, bei der, wie man beim Lesen bemerken wird, meine Emotionen etwas stärker in Wallung geraten sind als sonst bei meiner Erinnerungsarbeit, zurück zu den Prüfungen im Sommersemester 1994!

Ich für meinen Teil hatte nach diesen Prüfungswochen ‚das Spiel gewonnen', schon allein aufgrund dessen, dass ich mich nur ‚ganz normal' verhalten hatte, so dass ich zu Beginn des Wintersemesters über den Vertrauensvorschuss, den ich nun verspürte, notierte: „Angst, dabei unkontrolliert überheblich zu werden." Überheblich war ich, ich wollte es nur möglichst nicht sichtbar zeigen. Und in der Umschreibung meines Gefühls griff ich wieder auf Formeln der mir vertrauten religiösen Sprache zurück, die ebenfalls nicht gerade von mangelndem Selbstbewusstsein zeugen, indem ich identifikatorisch aus Jesaias Liedern vom ‚Gottesknecht' zitierte: „Das geknickte Rohr bricht er nicht, den glimmenden Docht löscht er nicht aus. […] Auf sein Gesetz warten die Inseln." (Jes 42, 3–4)

Das zu lesen und hier zu dokumentieren, ist mir zwar ein wenig peinlich, aber es entsprach nun einmal meinem damaligen Lebensgefühl, und so ganz verkehrt erscheint es mir auch heute nicht, sich nach dieser Bibelstelle zu richten, in der, um sie einmal ‚weltlich' zu interpretieren, recht früh in der Geschichte der jüdisch-christlichen Tradition ein damals neues Bild von Männ-

lichkeit und männlichem Handeln entworfen worden ist: Voller Rücksicht auf die Voraussetzungen, die man bei den Menschen und den Umständen vorfindet, aber doch kein ‚Weichei', sondern handelnd nach festen Prinzipien! Diese Prinzipientreue hatte freilich dann auch zur Folge, dass eine Kollegin (West), der ich manchmal zu streng erschien, mich in den Jahren danach „Robespierre" – gemeint war nicht der historische, sondern die Figur aus Georg Büchners „Dantons Tod" – nannte. Eine andere Kollegin fragte mich einmal: „Können Sie noch durch eine Tür gehen?" Ich: „Wo liegt das Problem?" Sie: „Weil Ihr Heiligenschein so breit geworden ist." Beide lagen wohl nicht ganz falsch.

Bald wollte ich mich daran machen, in dieser Haltung zu handeln und zunächst einmal die vorgefundenen Studien- und Prüfungsordnungen allmählich und mit der gebotenen Schonung der Gefühle meinen Vorstellungen anzupassen: „Gestern Nachmittag Gespräch mit Frau Nagelschmidt: sie ist voller vernünftiger Pläne für eine Reform des Studiums. In mir hat sie einen Partner, der mitziehen will, aber ich sehe schon, daß es Widerstand geben wird." (20.10.1994)

Die Integration vollzog sich zu Beginn des zweiten Semesters auch räumlich, indem ich nun das für mich vorgesehene Zimmer auf der 11. Etage des Hochhauses beziehen konnte, wo sich die Räume und Arbeitsplätze der anderen Mitglieder des Instituts befanden. Mein Zimmer war allerdings nicht ganz geräumt, wie um mir zu signalisieren, dass ich jemanden daraus ‚vertrieben' hatte, und dabei machte ich eine Erfahrung, die ich wegen ihres symbolischen Gehalts ausführlicher zitieren will:

> „In meinem Zimmer auf der 11. Etage stapelt sich noch allerhand Restmüll von den Vorgängern, die sich weigern, vollständig auszuräumen. Alte Diplomarbeiten aus DDR-Zeiten, einige Jahrgänge des ‚Vorwärts' der Schweizer Kommunisten und dergleichen mehr. So wie ich mich in Leipzig präsentieren möchte, darf ich die Sachen nicht einfach auf den Müll tun, sondern ‚bewahren'. Aber wo? In der Ecke lag ein dicker Ballen roter Stoff, von dem ich nicht wußte, was er bedeutet. Ich zeige ihn Uwe M. (Hilfskraft), und der klärt mich auf: ‚Es ist eine große rote Fahne, die man bei bestimmten Gelegenheiten an der Unifassade angebracht hat.' Jetzt liegt sie ausgerechnet bei mir in der Ecke. Auf Anraten von Frau B. (‚ökonomische Leiterin') […] lege ich sie in den Müll. Wohl ist mir nicht dabei." (20.10.1994)

Nach meiner Erinnerung habe ich bis in den Abend gewartet, damit mich niemand bei dieser Art ‚Entsorgung' der DDR-Vergangenheit beobachtet, um schnell zum Müllschlucker auf der Etage zu laufen. Wie ich später einmal gehört oder gelesen habe, gab es für diese roten Stoffbahnen auch eine sinnvollere Verwendung: Sie eigneten sich für die Kostüme von Weihnachtsmännern.

In den Oktober 1994 fallen auch die ersten Schritte zum Aufbau einer funktionierenden Organisationsstruktur des Instituts. Das Institut war in bewusster Anknüpfung an die aus dem 19. Jahrhundert überlieferte Auffassung des Faches und wohl auch an die ruhmreiche Geschichte der Leipziger Germanistik bei der Neugründung von 1993 so zugeschnitten worden, dass es außer Sprach- und Literaturwissenschaft – unter Einschluss von Allgemeiner und vergleichender Literaturwissenschaft – auch dem Anspruch nach alle ‚germanischen' Sprachen und Literaturen umfassen sollte. Übrig geblieben war davon in den 1990er Jahren aber nur mehr die Niederlandistik – die Nordistik war zum Leidwesen der Leipziger schon 1969 nach Greifswald verlagert worden.[10] Um in diesem vergleichsweise großen Betrieb eine überschaubare Organisation und Planung der Lehre sicherzustellen, wurde auf mein Betreiben für die beiden Hauptbereiche Sprache und Literatur jeweils die Funktion einer ‚Koordination' eingerichtet, wobei man mich zum ‚Koordinator' für Literaturwissenschaft bestimmte, und es begannen Gespräche über die Ausarbeitung einer Institutssatzung, um die Leitungsentscheidungen und die Vertretung nach außen in geregelte und transparente Verfahrensabläufe zu überführen. Hierbei begann die langjährige Zusammenarbeit mit Günther Öhlschläger, der den Part für die Sprachwissenschaft übernommen hatte. Während er seinen scharfen Verstand, seine sprachwissenschaftlich geschulte Formulierungskunst und seine Fähigkeit, juristisch zu denken, einbrachte, war es meine Aufgabe, mit diplomatischem Geschick – daran mangelte es ihm ein wenig – gegen hinhaltende Widerstände sowohl bei den ‚Leipzigern' als auch bei den Neuberufenen unsere Vorschläge durchzusetzen.

Neben Satzungsfragen ging es in dieser Zeit auch um Inhalte der Lehre, so z. B. um die Revision der Lektüreliste für die Zwischenprüfung, deren Sinn ich – im Gegensatz zu einer damals durchaus verbreiteten Skepsis gegen alles, was nach ‚Kanon' aussah – grundsätzlich eingesehen hatte, bei der ich aber den Studierenden eine größere Wahlfreiheit einräumen wollte. Ich muss dabei aber auch eingestehen, dass ich einige Texte des spezifischen Kanons der DDR bei dieser Gelegenheit aus der Liste entfernen wollte. Die Diskussion war langwie-

10 Vgl. Zernack 2013, S. 142.